

# Simplicius [Schluss]

Autor(en): **Chiesa, Francesco**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **15 (1911)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572549>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auf einer nahen niedrigen Wiese war eine tote Krähe an einem Pfahle aufgekniüpft und schimmerte matt wie Trauerseide. Der Föhn spreizte ihre breiten Flügel und schleuderte dem stöhnenden Alten eine Handvoll Staub in die blinden Augen, als wollte er ihm zum zweiten Male den Weg verdunkeln und ihm damit jede

Erinnerung auslöschen. Die schwarzen Wolken über ihm waren vom Föhne verjagt; am Rande des Himmels aber drängten sich glänzende Wölklein herauf, zielten hoffnungsvoll gegen die Strömung des Windzuges und waren wie Erinnerungen, die sich nicht wollen vertreiben lassen vom Wehen der Zeit...

## Simplicius.

Nachdruck verboten.

Erzählung von Francesco Chiesa, autorisierte Uebersetzung von Josy Priems, Zürich.

II.

(Schluß).

So war er denn tot? Vielleicht doch nicht; denn wieder war er erwacht und sah, wie die Palmen der Oase noch immer ihre zarten Zweige über seinem weißen Haupte schaukelten und das Quellchen noch immer sein Antlitz widerspiegelte. Und dennoch hatte er die unzweifelhafte Empfindung des Sterbens gehabt. So ganz verschieden von dem gewohnten Einschlafen war dieses Schwinden der Kräfte, dieses Erlöschen des Bewußtseins gewesen. Dann hatte er die Augen wieder aufgeschlagen, und die Sinne waren ihm zurückgekehrt; allein, wie anders war es gewesen als bei einem vom Schlaf Erwachenden! Dies war Auferstehung, nicht Erwachen! Auch nach dem längsten Schlaf, auch nach gewissen Krankheiten, die den Geist während Wochen und Monaten lähmen, ist das Erwachen immer eine Fortsetzung des vorangegangenen Lebens, ein so enges, festes Wiederanknüpfen der Gegenwart an die Vergangenheit, als wäre nie eine Unterbrechung eingetreten. Vom Schlafe machen wir uns stets eine negative, nicht eine positive Vorstellung. Nach unserm Empfinden ist er nicht etwa ein finster aufragender Berg, der das Gestein vom Heute trennt, sondern höchstens eine schwarze Kluft, über die wir hinwegkommen, ohne daß wir uns dessen bewußt würden. Und schauen wir uns am Ende des Weges um, so scheint er uns eben und ununterbrochen. Was Simplicius dagegen hinter sich fühlte, das war hart und fest wie Stein: es war ein Berg, nein, ein Gebirge aus schwarzen Felsen, das er nicht überschritten, sondern dessen Inneres er auf endlosem, schaurig engem Pfad durchquert hatte, indem er sich, nach Art des Holzwurmes, den Weg Zoll für Zoll durchgraben mußte. Und diese furchtbare Fron hatte Jahrhunderte gedauert; dann war es ihm gewesen, als würde die hindernde Masse weniger hart, weniger schwarz. Und eines Tages bemerkte er, daß er Haupt und Arme frei bewegen konnte, daß das schwarze Gestein lichter Tag geworden war. Neugierig, doch gelassen schaute er um sich, ein wenig wie ein Kind, das wohl darnach verlangt, die Dinge, die ihm allmählich vor Augen treten, kennen zu lernen, das jedoch keinerlei Verwunderung darüber empfindet. Verwunderung empfindet der erwachsene Mensch, wenn sich ihm eine Erscheinung des Lebens offenbart, die von dem Begriffe, den er sich bereits von ihr gebildet hatte, verschieden ist oder gar im Widerspruche dazu steht. Er verwundert sich, wenn er vergleicht. Das Kind dagegen findet weder in seinen Erinnerungen, noch in seinen Erwartungen Begriffe, die ihm einen Vergleich möglich machen, und deshalb scheinen ihm auch die ungewöhnlichsten Dinge natürlich. So war es mit Simplicius. Sein Gedächtnis war an Bildern sozusagen leer, und die wenigen, unbestimmten, die noch darin hafteten, waren blaß und verschwommen. So war Simplicius vielmehr ein Wiedergeborener als ein Auferstandener. So „entdeckte“ er allmählich, im Lauf der Tage, zu seinem unsäglichen Entzücken die schönen und

die gewaltigen Dinge seiner Umgebung, ihr Wesen und ihre Bedeutung. Allmählich nur entdeckte er sie; denn seine Kräfte waren noch gering, und bloß mit Mühe vermochte er sich im Umkreis von wenigen Schritten auf Händen und Füßen vorwärtszuschleppen. Allein schon am ersten Tage seiner Wiedergeburt hatte er auf einem Stein der Grotte ein Häuflein länglicher, goldiger, runzeliger Dinger entdeckt, die er alsbald zum Munde führte und gierig kostete, ohne daß er sich auch nur ihres Namens erinnert hätte. Es waren Datteln. Noch größere Freude empfand er, als er das Wasser entdeckte. Gleich im Anfange, nachdem er wieder zu sich gekommen war, hatte sein Ohr, im wirren Zusammenklang der Geräusche ringsum, gewisse zarte Laute wahrgenommen, die sich von den andern durch ihre Lieblichkeit und den größern Zusammenhang ihres Gesanges unterschieden und ihm wie eine immer deutlicher und beharrlicher sich wiederholende Einladung vorkamen. Das alte Kind schleifte sich auf den Knien bis zu dem Ort, woher der Ruf der muntern Stimmchen drang, und als er die Quelle erreicht hatte, stieg ihm ein helles, fröhliches Lachen aus der Brust auf und brach die Starrheit, in der er noch gefangen gelegen hatte. Und die Freude wurde zum Jubel, als ihn angefangen eines schwimmenden Blattes die Luft ankam, etwas ins Wasser zu werfen. Er warf eine Blume, ein Steinchen hinein, und seine jubelnde Freude war so lieblich und unermüdblich wie die kleinen Kreise, die sich spielend einer aus dem



Alfred Marxer, Zürich-München.

Chrysanthem-Stilleben (1909).

ändern ausbreiteten. Gleich der klaren Wasserfläche erbebt seine Seele vor Entzücken bei jeder neuen Erscheinung, die sich ihr offenbarte. Gleich den Kieselsteinen, die er einen nach dem andern in den Quell warf, ward ihm jedes Bild, das sich ihm in die Tiefen des Bewußtseins senkte, klar und durchsichtig. Bald wagte er, die Fingerspitzen und endlich die ganze Hand ins Wasser zu tauchen, erst die eine, dann die andere, und kühl und triefend zog er sie wieder zurück. Und nachdem das Vertrauen in dieses schöne, glitzernde, klare Etwas über jeden Zweifel hinausgewachsen war, konnte er den Wunsch, es sich noch inniger zu eigen zu machen, nicht mehr meistern und berührte mit der Zunge die nassen Hände . . .

Bald entdeckte er auch den Wohlgeschmack gewisser duftender, saftiger Kräuter, gewisser Wurzeln, die weiß und zart waren wie Butter. Er fand heraus, wieviel angenehmer es war, auf einer dichten Schicht Laub als auf der nackten Erde zu ruhen, und bereitete sich in einer Ecke der Höhle ein weiches Lager aus jungem Grün. Schon nach wenigen Tagen wußte er, daß ein leichtes, dumpfes Aufschlagen eine Frucht bedeutete, die vom Aste gefallen war, leicht zu sammelnde, köstlich schmeckende Frucht! Er wußte das Rauschen der Blätter vom Murmeln der Quelle und die Stimmen einiger Vogelfamilien von einander zu unterscheiden. Eine seiner freudigsten Entdeckungen war die eines großen Ameisenhaufens in den Ritzen des Gesteins vor seiner Höhle. Stundenlang, ja ganze Tage konnte er davor sitzen und das Kommen und Gehen, die Geschäftigkeit, die Züge, die unruhigen Gebräuche dieses großen winzigen Volkes beobachten. Und von Zeit zu Zeit flog ein kindliches Lachen aus dem langen weißen Bart . . .

Lachen, mehr oder minder artikulierte Laute — keine Worte. Schon vor jener Krisis, die für ihn eine Wiedergeburt bedeutete, hatte er infolge des langen Einsiedlerlebens Gebrauch und Erinnerung der Sprache verloren. Allein, indem er den Gesang der Vögel, das Flüstern der Quelle und das Raunen, der Blätter belauschte, war es ihm, als läube ihn etwas ein ja fast, als zwänge es ihn, diese Laute mit seinen Lippen nachzuahmen. Und je mehr seine Fähigkeit zunahm, die Dinge durch einen Laut darzustellen, desto mehr klärte und festigte sich der Begriff davon in ihm. Und immer größer wurde diese Gewandtheit, sodaß er auch die feinsten und schwierigsten Laute geschickt nachzuahmen verstand. Schließlich erstreckte sie sich über die Grenzen einer bloßen Nachahmungsgabe: sie wurde zur Kunst, Kunst, die instande war, auch die stummen Dinge in diesen entprechende Laute zu überlegen. Ohne sich selbst Rechenschaft darüber abzulegen, begriff er, daß das wahrhaft Charakteristische der Dinge in ihrem Rhythmus liegt, der sich bald in Tönen, bald in Formen, Farben oder Gerüchen offenbart, sodaß auch die Dinge, denen die Stimme verjagt, sich durch einen Laut ausdrücken lassen, sofern dieser wenigstens mit ihrer Form oder Farbe harmoniert und ihrem Rhythmus entspricht.

So fand er den annähernd richtigen phonetischen Ausdruck für die süße Frucht, den strahlenden Mittag, die dunkle Nacht. Er fand ihn für Hände und Füße, für Gehen und Schlafen. Allmählich nur fand er ihn; das Wort gelang ihm nie zur Befriedigung beim ersten Mal; doch mit Geduld, von Versuch zu Versuch, vervollkommnete er es. Und das Schaffen neuer Wörter, das Sichzueigenmachen der Natur durch die Sprache wurde ihm immer leichter und geläufiger dank der schöpferischen Kraft, die den geschaffenen Worten innewohnt. Denn diese gleichen den kleinen Teilchen lebender Haut, die der Chirurg dem wunden Körper da und dort aufsetzt. Ihr Zweck ist nicht allein der, mit ihrer geringen Fläche eine kleine Lücke auszufüllen, sondern ringsum die erschöpfte Kraft des Fleisches neu zu beleben; sie dehnen sich aus, bis eines das andere berührt, ohne daß Neues dazwischengefügt worden wäre. Wörter sind lebende Organismen, fruchtbare Erzeuger neuer Wörter. Und zwar erzeugen sie sie auf die mannigfaltigste Weise: durch Spaltung, durch neue Keime, durch Be-

fruchtung; sie wachsen und vermehren sich wie die Tiere, Pflanzen und Kristalle. So fand sich Simplicius mit der Zeit im Besitz einer Sprache, die ausreichte, um die Dinge, ihr Verhältnis untereinander, ja selbst die eine oder andere abstrakte Idee zu bezeichnen. Und nach einer Sprache fühlte er mächtiges, unabweisliches Verlangen, war er doch nicht allein, sondern in steter, lebendiger Gesellschaft.

### III.

Er war nicht allein. Kein Mensch war je von reichem, regerem Leben umringt gewesen. Alle Dinge des Himmels und der Erde, auch die dem Menschen in Gestalt und Wesen am wenigsten ähnlichen, empfand er als von ausgesprochen menschlichem Leben pulsierend. Und zwar lebten sie nicht, wie in der Welt der Dichter, kraft der bloßen Phantasie, die, eine leuchtende Flamme, mit ihren Strahlen jede, auch die dunkelste Materie zu durchdringen vermag und durch ihren Flügelschlag den Dingen unruhige, huschende Schatten entlockt. Nein, die Einsiedelei des Simplicius lebte von ihrem eigenen Leben, oder solches war wenigstens seine kindlich naive Ueberzeugung. Jedes Ding hatte eine Stimme oder eine Gebärde, einen Pulsschlag oder einen Atem, eine Tätigkeit oder zum mindesten ein menschliches Bestehen. Einige von ihnen, zutraulicher und mittelbarer als die andern, ließen sich herbei, Gespräche mit ihm zu führen: so die Vögel, die Baumkronen, das Wasser. Wohl waren sie sehr einfach, diese Gespräche, aber unäglich heiter, ein wenig eintönig vielleicht — doch ist dies nicht auch das vollkommene Glück? Die Baumkronen raunten und rauschten, und der Alte redete, indem auch er dem Laub gleich, über das der Wind hinstrich, die Stimme hob und senkte und mit verschiedenem Klange färbte, so, wie er es der Antwort, die aus den Lüften kam, abgelautet hatte.

Und dann die Ameisen! Was für traute, liebe Freundsinnen waren auch sie, trotzdem sie ohne Stimme und soviel kleiner waren als er! Sachte, sachte streckte er die Hand aus, damit die eine oder andere sie erkletterte. Zwei oder drei der Tierchen kletterten daran empor, tasteten neugierig mit den winzigen Fühlern, liefen in den feinen Gängen der Handfläche hin und wieder, erkundschafeten die Tiefen zwischen den Fingern. Und er lachte, lächelte und sprach das Wort, das er gefunden, um diese rastlosen Tierchen zu bezeichnen, und leitete davon eine Art Zeitwort ab als Ausdruck für die Tätigkeit des Gehens, Suchens und andere ähnliche, dem Begriff der Bewegung und der Emsigkeit verwandte Handlungen.

Doch seine liebste Gesellschaft, diejenige, die in ihm die innigste und unerschöpflichste Freude, das größte Verlangen nach der Sprache und die größte schöpferische Macht dazu weckte, war das Wasser, das liebe Wasser mit seinen tausend Stimmen, das so weich und lebendig auf jeden Sinn einwirkte. Was für ein lieber Schelm war es doch! Wie verstand es, sich schweigend zu ducken, mit leisem Jubilieren wieder aufzuschnellen, lustig hüpfend die Steinchen ihre Kapriolen zu lehren und die über das Bächlein sich neigenden Gräser und Kräuter des Ufers zu schaukeln! Und wie viele andere immer wieder neue, schöne Spiele wußte es erst, wenn er seine Hände oder Füße daren tauchte! Das Spiel der „Edelsteine“ zum Beispiel! So nannte er selbst es freilich nicht; denn von Edelsteinen wußte sein Erinnern nichts mehr. Allein der Anblick der wunderbaren, in allen Farben funkelnden Tröpfchen, die er durch eine einfache Bewegung herborzauberte, ließ in seinem Innersten alle Brunnen des Entzückens quellen. Und dann das „Pfauspiel“! Auch dies war nicht der Name, den er ihm gab. Vielleicht hätte er es aber so geheißt, wenn auf einem der Felsentrümmer der königliche Vogel sein herrliches Gefieder entfaltet hätte. Zum „Pfauspiel“ ließ sich das Wasser indessen nicht so leicht und auch nicht zu allen Stunden des Tages herbei. Es war das Spiel des Morgens und des Abends, wenn die Sonnenstrahlen schräg ins Wasser fallen. Dann regte es sich in ihm von neuem, wunderbarem Leben:

dann verklärte es sich zu einem hohen, herrlichen, in Gold und Tiefblau und Grün leuchtenden Wesen; dann entfaltete es tausend duftige Fächer mit vieläugigen Schweifen, die in den Höhlungen des Gesteins und unter den dunkeln Kronen der Bäume tangten! Doch nicht das gewohnte fröhliche Lachen war es, das dieses Schauspiel auf des Simplicius Lippen rief. Mit großen Augen und klopfendem Herzen, als wie gebannt, staunte er das Wunder an. Seine allererste Erfahrung des Lebens hatte er ja bereits gemacht, und so begann denn nun für ihn das Staunen, das den Dingen Mißtrauen, das Fürchten. Er verwunderte sich, wenn das neu Entdeckte oder besser gesagt das neuerdings Beobachtete mit dem ersten Begriff, den er sich von den Dingen gemacht hatte, nicht übereinstimmte. Das nächtliche Dunkel erschien ihm als etwas vom Tageslicht in seinem innersten Wesen durchaus Verschiedenes, und so sah er darin den augenblicklichen Sieg einer fremden, nicht natürlichen Macht. Und wenn er des Nachts das Brüllen der wilden Tiere hörte, verkroch er sich zitternd in der Tiefe seiner Höhle.

Eines Tages, als er sich über das ruhig daliegende Wasser neigte, um zu trinken, sah er darin sein eigenes Bild. Mit einer heftigen Bewegung, fast entsetzt, fuhr er zurück. Was war das? Was konnte es sein? Und zaghaft, furchtsam, neigte er sich von neuem über das Wasser. Die weiße Gestalt erschien wieder. Sie näherte sich ihm, sowie er sich ihr näherte. Allmählich verwandelte sich des Simplicius anfängliche Furcht in lebhafteste Neugier. Er beobachtete den Mund, die Augen, die Nase, das weiße Haar und bemerkte die vollkommene Uebereinstimmung jener Bewegungen mit den eigenen. Er strich sich über den langen Bart; die Gestalt im Wasser tat genau dasselbe. Und in dem Augenblick, da er das Bedürfnis empfand, sich von jenem andern Wesen, das ihm so vollkommen ähnlich war, auf das sich sein Bewußtsein jedoch nicht erstreckte, zu unterscheiden, erwachte in ihm auch das Gefühl des eigenen Ichs, der eigenen Individualität. Und ein ähnlicher Drang regte sich in ihm kurze Zeit darauf, als er an einer von hohem, glattem Gestein eingeschlossenen Stelle des Hügels das Echo seiner Schritte und seiner Stimme vernahm. Die eigene Stimme hören, wenn man nicht mehr spricht, bedeutet soviel als sie sich als etwas Fremdes, außer einem Liegendes vorstellen. Allein der Begriff des Fremden hat im Bewußtsein des Menschen keine Grenzen, und zwar sind es diejenigen, innerhalb deren sich die Persönlichkeit entwickelt und abschließt.

IV.

Eines Morgens, als er nach süßen Wurzeln grub, stießen seine Nägel auf etwas Hartes, Glattes, das sich unter der Erde lang hinstreckte. Er grub eifriger; denn es schien ihm nicht einer der gewöhnlichen Steine. Stein war es wohl, allein von einer warmen, glänzenden Weiße, wie er da und dort zwischen der schwarzen Erde hindurch wahrnehmen konnte. Hastig grub er weiter, ohne den Schmerz in den zerrissenen Nägeln, den wunden Fingern zu fühlen. Endlich kam ein menschliches Antlitz zum Vorschein. Gierig, in jähem Erstaunen, neigte sich der Alte darüber, wie einst über jenes andere Bild im Bache. Allein dies war nicht mehr sein eigenes Antlitz; es war nicht mehr der Mund, der sich öffnete, wenn er selbst redete, nicht mehr die Stirn, die sich ihm entgegenneigte, wenn er die seine neigte. Unbeweglich, leblos und von einem geheimnisvollen Lächeln versiegelt, lag das schöne Antlitz vor ihm. Hätte nicht die Nacht des Vergessens jede Spur frühern Erlebens in des Simpli-

cius Seele begraben, so hätte er wohl in diesen vollkommen schönen Zügen das Bild der Göttin Venus erkannt, wie es sich die edeln Heiden vorzustellen pflegten: voll heiterer, lächelnder Ruhe. Kein Ginnern war in ihm, wohl aber eine unklare, mit Scheu vermischte Freude. Die Schönheit und das Geheimnisvolle dieses Lächelns verfolgte ihn, der gierig und bebend das Wunder anschaute. Und auf die Lippen trat ihm zögernd das Wort, mit dem er den Mond zu bezeichnen pflegte. Warum juist dieses Wort? Vielleicht, weil ihn die Weiße dieses aus der dunkeln Erde hervorschimmernden Antlitzes an das Licht des Mondes erinnerte, das ebenso weich und seltsam das dämmerbunke Grün der Bäume durchdrang. Vielleicht auch nur von einer allgemeineren Uebereinstimmung der Eindrücke willen: weil er nichts Milderes und Geheimnisvolleres kannte als den Mond und es ihm schien, als gebühre dessen Namen auch dieser andern, neuen Erscheinung, die wohl so ganz verschieden und dennoch ebenso mild, ebenso geheimnisvoll war wie er?

Zaghaft, bebend streckte er die Hand aus, um jede Schlacke, die dem Antlitz anhaftete, zu beseitigen und die weichen Formen des Kinns und der Wangen zu betasten. Liebkosend strich er über das krause Haar, durch das sich ein Band schlang. Er entfernte die Erde aus den Ohren, damit sie hören, aus den Augen, damit sie sehen sollten. In den Augenhöhlen, längs der Lider, blieb ein dunkler Schatten zurück, der dem Blick etwas Warmes, Tiefes verlieh. Eine ästige Wurzel umwand den Hals und reckte sich in tausend feinen Fasern begehrlieh hinab über die Schultern und hinauf bis zu den Lippen. Er löste die gierigen Schlanglein, und dabei rann ihm das Blut von den wunden Fingern auf das weiße Antlitz der Göttin. Wo die Berührung am innigsten war, da färbte ein rötlicher Schimmer den Marmor. Ein roter Tropfen fiel auf die Lippen und folgte, sanft zerrinnend, den Linien des Muns-



Alfred Marxer, Zürich-München.

Biermorgen im Bauernhof (1910).



Alfred Marxer, Zürich-München.

Bildnis von Frau Sch. (1910).

des. Simplicius sah es in bangem Entzücken. Er dachte nicht daran, das Blut wegzuwischen; vielmehr rann ihm angesichts seines eigenen Blutes auf jenem fremden Munde ein Wonneschauer durch den Leib. Mit wachsender Gier grub er weiter. Er entdeckte den festen, edeln Ansaß der Arme, und plötzlich lag der herrliche Busen, unverfehrt und von jeder Schlacke frei, vor ihm. Totenblaß, als schwände das Leben aus ihm, starnte der Alte darauf. Alles Blut drängte sich ihm zum Herzen und drohte, es zu zersprengen. Sein Blick trübte sich; allein in ihm erschloß sich ein anderes Auge: ein inneres Gesicht erwachte zu immer größerer Klarheit, je mehr sein leibliches Auge sich umbunkelte. Und in jenem innern Gesicht erstanden diese reinen, edel geschwungenen Formen in noch vollkommenerer Schönheit, ihre Wölbung gekrönt von einem zarten rostigen Hauch und belebt vom Rhythmus eines ruhig fließenden Atems. Schwer und keuchend dagegen, als müßte er brechen, ging des Alten Atem. Zerissen und rauh stürzten ihm Laute und Worte über die Lippen, die nicht seiner neuen Sprache angehörten, und plötzlich fing er mit Händen und Füßen und mit der Brust an zu wühlen und füllte die Grube mit Sand und Steinen aus, gleich dem wilden Tier, das seinen Raub in der Erde verscharrt. Die selige Vergessenheit war zerstört, höchstens, daß sie als blasser Schatten in ihm fortbauerte oder als haltloses Getrümmer sich vor ihm aufrichtete, durch dessen klaffende Spalten er vieles, nur allzu vieles aus seinem frühern Erleben wieder erblickte. Von neuem hörte er die Stimmen der Vergangenheit und lauschte auf diejenigen seines gegenwärtigen Seins, wie es geschieht, wenn eine erhabene Musik schweigt und das wirre Gebraus der Menge und die armseligen Alltagstimmen unseres Innern sich dem Bewußtsein wieder aufdrängen. Jener Frauenbusen war ihm aus der dunkeln Erde entgegengetreten als eine allzu mächtige Erinnerung an sein früheres Leben, das immer klarer vor seinem Geiste wiedererstand. In einem Winkel seiner Höhle fand er Büßergürtel und Geißel, in einem Winkel seiner Seele Fasten und durchwachte Nächte.

Die Welt schied sich für ihn in zwei Reiche: das Reich Gottes und das Reich des Satans, und auf der Grenze zwischen beiden stand er, Simplicius, bedroht von dem zürnenden Blick

der beiden Herrscher. Denn auch sie, seine beiden Tyrannen, waren wieder da. Lautlos waren sie zurückgekehrt in ihres Wesens furchtbare Hülle, die er damals, kurz vor der Krise, zu seinem Entsetzen leer gesehen hatte. Zwei Meere, aus denen die Wasser gewichen waren, schollen von neuem mächtig an, und Simplicius sah sich beim Erwachen auf einer hohen, schmalen Felsenkante, die die beiden Tiefen von einander schied. Und beide strebten zu ihm empor und lockten mit derselben zwingenden Macht, wenn auch in verschiedener Weise. Das Meer Gottes überwältigte und gebot scheue Ehrfurcht durch seine erhabene Unermehlichkeit. Angesichts dieser reglosen Wasser von nie geschauter Farbe sah das übermannete Auge kein Ufer, noch vermochte es die Tiefe zu messen: gleichförmig dehnte sich dieses Meer im unbegrenzten Raume aus, alles in sich fassend, selbst das Reich des Feindes . . .

Das Meer Satans erstrebte den Sieg durch seine Farbenherrlichkeit, durch seine verzehrende Gier, durch das „Menschliche“ seiner Erscheinung. Neigte sich Simplicius über die graufige Tiefe, so geschah es wohl, daß er darin sein Spiegelbild erblickte — doch nicht sein runzliges, kahles Greisenhaupt, sondern das in Jugend und Schönheit strahlende Antlitz, das ihm vor fünfzig Jahren aus Myrrha, der Hetäre, silbernem Spiegel entgegengeschaut hatte. Ah, Myrrha! Myrrha! War es nicht Myrrha, die dort unten zwischen den grünlich schimmernden Felsenklippen lag? Was auf den Wassern tanzte: jene wie vom Leben durchglühte Weiße, der rostige Schein, das goldene Blond — waren das nicht die Farben ihres herrlichen Leibes? Gewiß wandelte das göttliche Weib unter den Bäumen des Ufers, und das Wasser schmückte sich mit ihren Farben und prunkte im Widerschein ihrer Schönheit . . . Und der alte Anachoret neigte sich so weit über die Tiefe, daß er hinunterstürzte . . .

Er stürzte und fand sich wieder, wie er in der Erde lag und mit blutenden Fingern das herrliche Marmorbild freigrub. Allmählich trat es aus seiner braunen Hülle heraus: nackt, in all seiner reinen Schönheit! Simplicius, trunkener denn je, bedeckte in nie gestillter Gier ihren ganzen Leib mit seinen Küssen und flüsterte ihr glühende Worte ins Ohr, in die Haare, in die hohlen Hände. Während der Nacht oder wenn Ermattung ihn übermannete, legte er sich an ihrer Seite nieder zum



Alfred Marxer, Zürich-München.

Bildnis von Bildhauer  
Walter Meffler (1909).

Schlaf, den Fieberträume beherrschten. Eines Tages wollte er sie in einem Anfall von Raserei hinauf an die Sonne, hinauf in seine Höhle schleppen. „Myrrha! Myrrha! Komm, komm!“ flehte er, packte mit der ganzen Kraft seines Fiebers den Arm, den sie vor der Brust gebogen hielt, und riß sie empor. Der Arm brach beim Ellenbogen entzwei. Wild schluchzend und stöhnend preßte Simplicius seinen eigenen nackten Arm auf das Marmorbild und hämmerte ihn wie rasend mit einem spitzen Stein. Jäh spritzte das Blut auf; allein Simplicius ließ nicht ab, bis er, vom Schmerz besiegt, zusammenbrach. Langsam erlosch das Leben in ihm, während er, innig an das keusche Marmorbild geschmiegt, dalag und sein Blut sich über sie ergoß. Und vor seinen brechenden Augen vermählte sich die Weiße ihres Leibes und das Rot seines Blutes zu einem rosigen Schimmer, wie er den lebenden Menschenleib durchleuchtet...

V.

Also starb er, der der heilige Simplicius sein wollte und nicht war.

Er starb als ein Rasender und Verzweifelter, der im Sterben Gottes zürnende Augen auf sich gehetzt fühlt. Und

doch waren Gottes Augen die Sonnenstrahlen, die fröhlich im dichten Gezweige spielten; sie waren der nahe Quell, der unter dem grünen Kuppeldach der Bäume seinen farbenfunkelnden Pfauenschweif entfaltete...

Glend, wie ein armes Tier, verendete er. Und dann begann das grausige Werk der Verwesung und zog sich hin durch Wochen und Wochen. Es kamen die Fliegen, die Würmer, die Ameisen. Teilnahmslos, ohne daß der Pesthauch, der über sie ausströmte, auch nur eine Linie des heitern Anlitzes gestört oder das Lächeln ihrer Augen getrübt hätte, lag das marmorne Weib neben dem verwesenden Leichnam. Und allmählich und sachte bettete der Wüstenwind eine immer dichtere Schicht Sand und Staub über das Marmorbild und das bleichende Gerippe. Von neuem in ihr Versteck zurückgekehrt, harrt das schöne Weib und harrt, harrt vielleicht dessen, der allein ihrer Liebe würdig ist — den nicht mehr die zitternde Furcht, gesündigt zu haben, befällt, wenn er sie auf die Lippen küßt. Und träte ihm ein Ueberrest dieser armseligen Gebeine vor Augen, so würde er, in weiser Gelassenheit, sie ohne Schauern betrachten, vielleicht mit demselben Gefühl der Pietät, das der Landmann empfindet, wenn er in der offenen Ackerfurche den nackten Kern einer verwesenen Frucht findet...

## Alfred Marger.

Nachdruck (ohne Quellenangabe) verboten.

Mit zwei Kunstbeilagen und acht Reproduktionen im Texte.

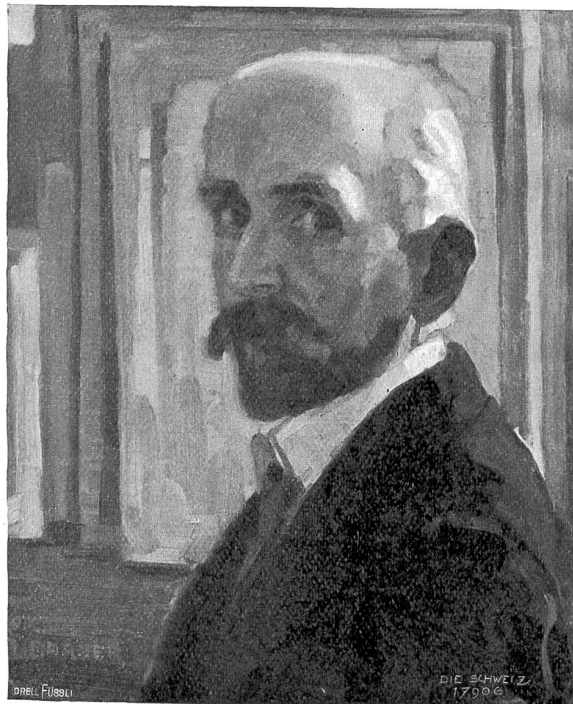
Noch nicht vier Jahre sind es her, daß „Die Schweiz“ dem Künstler Marger eine ganze Nummer\*) gewidmet hat. Seitdem hat sich aber dieser in einer Weise entwickelt, die es wohl rechtfertigt, wenn von neuem hier von ihm die Rede ist. Nicht nur, daß seine Kunst an Vielseitigkeit und Güte wesentlich gewonnen — sie ist auch unabhängiger, persönlicher geworden. Daran wird auch der Umstand, daß ihre Produkte hie und da noch deutliche Spuren fremder Einflüsse tragen und in mehr denn einem Punkte auf ihre Vorbilder Leibl, Trübner und Büttner zurückweisen, kaum zu rütteln vermögen. Welcher junge und strebsame Künstler hätte keine Leitsterne, welcher gleich Marger in München sekhafte Maler keine Anflänge an Meister und Schulen der Hiarstadt! Was aber nicht bei allen zu finden ist, für uns und die künstlerische Einschätzung Margers indes von weit größerer und entscheidenderer Bedeutung sein muß, das ist die Tatsache, daß seine Bilder uns etwas zu sagen haben, daß eine Persönlichkeit aus ihnen spricht, ein Künstler, dem es dringendes Bedürfnis ist, seinen Intuitionen und Gefühlen Ausdruck zu geben. Diese Gefühle sind in erster Linie koloristischer Natur. Die Farbe ist Marger alles. Sie bildet nicht nur Anregung und Ausgangspunkt seiner Kunst, sie ist auch deren Endzweck, ist das Ziel, das ihn immer wieder aufs neue reizt und zum Schaffen antreibt. Die Farbe ist es denn auch, die uns an seinen Bildern zuerst in-

teressiert, die Farbe und ihre Kombination, die Marger mit soviel Geschmack und Feinheit zu meistern versteht. Darin ist er Impressionist, ein Impressionist freilich, der in breiten und

fastigen Strichen seine Motive hinischmeißt, ohne sich je und irgendwo jener exzentrischen und billigen Anbetungsmalerei zu bedienen, die es nur zu oft schwer macht, den Kopf eines Bildes herauszufinden. Seine Darstellungen lassen vielmehr an Klarheit nichts zu wünschen übrig, und seine Stillleben vor allem zeigen eine Schärfe der Beobachtung und Meisterung des Substantiellen, die bei einem Fanatiker der Farbe, wie Marger es ist, überraschen müssen.

Diese Stillleben übrigens sind wohl das Vollendetste, was der Künstler uns schon geboten hat. Hier legitimiert Marger sich als Meister, als Virtuos, dem kein noch so heikles Farben- und Lichtproblem irgendwelche Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Da ist alles von einer Delikatesse, von einer Tonfeinheit und Virtuosität der Behandlung, die imponieren müssen. Ob er nun Fische, Früchte, Blumen, Delikatessen, Glas- und Metallgefäße oder all das in einheitlich und fest gefügtem Ensemble darstellt —

stets ist es ein fein abgetöntes und meisterhaft abgerundetes Ganzes, das er uns bietet und das entzückt. Welche Farbenfreudigkeit brilliert nicht auf den so gerne verwendeten Metallgefäßen, von welcher Zartheit sind nicht die überall und mit vollendetem Geschmack dargestellten transparenten Glasgefäße und Blumen, von welcher Leuchtkraft und Frische nicht die so prächtig platzierten Chrysanthemen auf unserer Abbildung S.



Alfred Marger, Zürich-München.

Selbstbildnis (1910).

\*) Vgl. „Die Schweiz“ XI 1907, 387 ff.; dort findet sich auch Biographisches, sodaß wir dies hier ohne weiteres übergehen können.